In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 174. Posen, den 1. August 1928. 2. Jahrg.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

27. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

Ein schwaches Lächeln spielte um ihre Lippen. Sie nahm wieder Platz.

„Ich freue mich, daß Sie so philosophisch veranlagt sind. Erzählen Sie mir doch bitte etwas über Ihre Erlebnisse in Afrika."

Er willfuhr ihrer Bitte, und bald vergaß sie die elegant gekleideten Damen und Herren ihrer Umgebung, das fröhliche Stimmengewirr, die Musikkapelle, welche die Schlager des Tages spielte. Statt dessen sah sie eine lange Menschenreihe aller möglichen Rassen, bis zu den Hüften entblößt, sich unter der Glut der tropischen Sonne plagend, als ob ihr Leben davon abhänge; sie sah, wie die großen braunen Wasserkrüge von Hand zu Hand gingen, wie Männer von der Hitze ohnmächtig und ihre Plätze von anderen eingenommen wurden. Sie hörte die schrillen Alarmpfeifen, das Trommelgewirbel, sie sah das Gewehr den Spaten ablösen und die lange Arbeiterreihe hinter der natürlichen, durch ihre Arbeit aufgeworfenen Verschanzungen verschwinden. Sie sah lange Gestalten sich verstohlen aus dem langen Gras erheben, eine Reihe blitzender Speere und hörte das wilde Kriegsgeschrei der Neger. Das ganze Drama aus der großen Vergangenheit des neben ihr sitzenden Mannes entfaltete sich vor ihren Augen zu lebhafer Wirklichkeit, erzeugt durch seine schlichte, aber kernige Sprache. Daß er sich selbst dabei völlig vergaß, täuschte sie nicht. Sie sah ihn vielleicht deutlicher als alle anderen, als Mittelpunkt des Ganzen —als die hervorragende Persönlichkeit, die kraft ihrer Persönlichkeit unerschrocken und unter Lebensgefahr eine derartige Riesenaufgabe bewältigen konnte. Manche Sätze aus Freds Briefen hatten sich ihrem Gedächtnis tief eingeprägt. Durch die Anwesenheit des Mannes wurden sie wieder heraufbeschworen. Sie saß im Sonnenlichte, die heitere Musikweise in den Ohren, hörte seine lebhafte Schilderung — und eine Angst beklemmte ihr Herz, die ihr das Blut aus den Wangen trieb und die Kehle zuzuschnüren drohte. Die Hand, die den Spitzenschirm hielt, zitterte. Eine unbeschreibliche Rührung beschlich ihr Herz. Sie konnte nicht mehr an diesen Mann wie an einen ungebildeten Menschen denken, einen Parvenü ohne Manieren und Phantasie. In vieler Hinsicht zog er den Kürzeren, wenn man ihm den Maßstab ihrer Standesangehörigen anlegte. Aber sie erkannte plötzlich, daß er etwas besaß, das ihn alle anderen weit überragen ließ. Er hatte Genie! Ohne Erziehung oder Bildung hatte er es zu einer Leuchte auf seinem Gebiet gebracht. Neben ihm schienen die Menschen auf dem Rasen plötzlich Puppen. Ihre Formen, Manieren und die Ungezwungenheit ihrer Sprechweise verloren unvermittelt ihre Bedeutung. Der Mann an ihrer Seite besaß das alles nicht, und doch gehörte er einer größeren Welt an. Sie fühlte ihre Feindschaft ihm gegenüber schwinden, nur ihr Stolz konnte ihr jetzt helfen — und sie rief ihn mit aller Kraft zu Hilfe. Er war doch der Mann, von dem sie bestimmt annahm, er trüge an dem Tode ihres Vaters Schuld — der Mann, den sie in die Falle locken wollte. Sie verscheuchte die gefährliche Stimmung, die sie zu milderem Denken stimmte.

Trent dagegen fühlte eine warme Freude in sich, als er bedachte, wie ihm alles an diesem Tage zuzulächeln schien. Wenn er auch noch nicht zu ihrem Kreis gehörte, so wußte er doch, daß dies nur eine Frage der Zeit war. Er sah durch die grünen Blätter nach oben zum blauen Himmel, an dem weiße Lämmerwölkchen trieben. Er fragte sich, ob sie wohl vermutete, daß alles — seine Anwesenheit auf der Rennbahn, Iris' Besitz und die peinliche Sorgfalt, mit der er sich den Händen eines erstklassigen Schneiders anvertraute, ihretwegen geschehen war.

Von der Seite warf er einen Blick auf sie — ein reizendes Bild, von den tadellosen weißen Schuhen bis zum weißen Filzhut. Das Kostüm war so einfach, wie es nur ein kunstverständiger Geschmack erdenken konnte. Sie trug keinen Schmuck außer einer schmalen Armbanduhr.

Aber inzwischen rüstete sich das Schicksal zu einem Schlage, der ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel treffen sollte.

XXXIV.

Irene erhob sich.

„Nun müssen Sie mich aber wirklich zu Lady Tresham bringen. Man wird glauben, daß ich verlorengegangen bin."

„Wohnen Sie noch immer an der alten Stelle?"

Sie nickte. „Ja, aber da die Wohnung teilweise renoviert wird, logiere ich inzwischen im Tresham-House."

„Darf ich Sie dort aufsuchen?"

Die Zähigkeit des Mannes erregte einen gewissen Unwillen in ihr.

„Das möchte ich Ihnen nicht raten. Sie kennen Lady Tresham nicht, und vielleicht würde Ihr Besuch nicht angenehm sein. Meine Verwandte hegt ziemlich altmodische Auffassungen."

„Oh, Lady Tresham ist kein Hindernis," antwortete er. „Ich werde Sie wahrscheinlich heute abend sehen. Ihre Verwandten haben mich zum Essen eingeladen."

Irene fühlte sich geschlagen und ließ es deutlich merken. Wiederum war er ihr zuvorgekommen.

„Wie ich vorhin sah, scheinen Sie ja jetzt in sehr hohen Kreisen zu verkehren," sagte sie.

„Ich glaube nicht, daß ich mir dazu besondere Mühe gegeben habe."

„Geld ist eine unwiderstehliche Macht," sagte sie leise.

„Angehörige Ihrer Kreise glauben es wenigstens," antwortete er mit einem leichten Ton der Verachtung in der Stimme.

Sie gab keine Antwort, doch Trent fühlte sich durch ihre augenblickliche Reizbarkeit nicht entmutigt. Mit erhobenem Kopf und neuem Selbstvertrauen, das sich in seiner ganzen Haltung widerspiegelte und ihr nicht entging, schritt er an ihrer Seite. Der Sonnenschein, die Musik und die heiter angeregte Umgebung verursachten ihm ein prickelndes Gefühl. Eine starke Lebensfreude durchpulste ihn.

Und da fiel plötzlich der heftige Schlag. Es war, als ob alle seine Luftschlösser jäh über seinem Kopf einstürzten, die blaue Luft dunkel und grau geworden sei und der schmachtende Walzer sich in einen Totenmarsch verwandelt habe. Er war gewohnt, seine Umgebung aufmerksam zu betrachten, und so hatte er jetzt zum zweiten Male einen schlanken Herrn mit bleichgelblicher Gesichtsfarbe, in grauem Cut und grauem Zylinder gesehen. Die Augen der beiden Männer kreuzten sich. Trent gerann das Blut in den Adern. Es war die eine folgenschwere Karte, die das Schicksal für ihn bereit hielt und jetzt ausspielte.

Trotz der Heftigkeit und der Unerwartetheit des Schlages erholte sich Trent merkwürdig schnell. Die beiden Männer waren nur noch wenige Schritte voneinander entfernt. Unwillkürlich war jeder stehengeblieben; Irene sah leicht verwundert von einem zum andern.

„Ich möchte Sie gern einen Augenblick sprechen, Herr Trent," sagte Hauptmann Francis gelassen.

Trent nickte. „In fünf Minuten," antwortete er, „werde ich zurückkommen. Erwarten Sie mich bitte an der anderen Seite des Musikpavillons."

Francis dankte und trat zur Seite. Trent und Irene setzten ihren Weg fort.

„Ihr Bekannter schien gerade vom Himmel zu fallen," bemerkte Irene.

„Es ist ein Herr, den ich im Ausland kennenlernte. Ich hatte ihn hier nicht vermutet."

„In Westafrika?" fragte sie hastig.

„Es gibt noch mehr wilde Gegenden außer Afrika," wich er aus, „und die meisten von ihnen kenne ich. Doch hier haben wir Loge Nr. 13. Also bis heute abend?"

Sie nickte, und Trent war sich selbst überlassen. Er schlug nicht gleich den Weg zum Musikpavillon ein, sondern betrat ein Café am Ende des Gebäudes und forderte ein Glas Kognak. Er trank es langsam aus, die Augen auf eine lange Batterie Flaschen gerichtet, die ihm gegenüber auf einem Regal standen. Seine Gedanken wanderten nach einer kleinen Niederlassung in Westafrika, wo die feuchte Hitze in giftigen Dämpfen aufwallte und ein endloser Strom von Menschen mit abgespannten, bleichen Gesichtern und müden Bewegungen ihre Arbeit taten. Welch verwünschter, elender Zufall, der ihn jetzt wieder an den einzigen schwachen Punkt seines Lebens erinnerte — das einzige Kapitel seines Lebensbuches, das er gern für immer versiegelt hätte, wäre er dazu imstande gewesen! Von draußen klang das Läuten einer Glocke, das heisere Schreien vieler Stimmen auf der Tribüne — das sich durch die offene Tür bietende Bild erschien ihm wie eine Vision von leuchtenden Farben, Samt und Seide. Vor einem Augenblick hatte ihm dies noch wundervoll gedünkt. Nun lag eine dunkle Wolke drohend über dem Tag. Als er wieder hinaustrat, war es ihm, als ob er Stunden drinnen verweilt habe, obwohl es nur wenige Minuten her waren, da er Irene verließ. Einen Augenblick blieb er stehen, vom Sonnenlicht geblendet, dann ging er weiter, sich durch die Menge einen Weg bahnend.

Francis, der eine Zigarette rauchte, sah bei Trents Näherkommen auf und machte ihm auf der Bank Platz.

„Ich hätte nicht geglaubt, Sie so bald in England zu sehen," bemerkte Trent.

„Und ich hätte nicht geglaubt, je wieder nach England zu kommen," war die Antwort. „Man sagte mir allgemein, es sei ein Wunder, daß ich mit dem Leben davongekommen bin. Auch erzählte man mir, daß ich Ihnen mein Leben danke."

Trent hob achtlos die Schultern.

„Ich würde dasselbe für den geringsten meiner Arbeiter getan haben. Sie schulden mir keinen Dank. Offen gestanden, hoffte ich, Sie würden sterben."

„Den Wunsch hätten Sie sich leicht erfüllen können."

„Das lag nicht in meiner Absicht," gab Trent barsch zurück. „Und was wollen Sie jetzt von mir?"

Mit einem Gesicht, auf dem sich die widerstreitendsten Gefühle spiegelten, wandte Francis sich ihm zu.

„Ich möchte Ihnen so gern glauben, Trent. Sie retteten mir das Leben, und ich möchte Sie nicht benachteiligen. Aber Sie müssen mir sagen, was Sie mit Monty machten."

„Wissen Sie denn nicht, wo er ist?" fiel Trent hastig ein.

„Ich! Wie sollte ich es wissen?"

„Das stimmt allerdings. Aber die Sache verhält sich so: Als ich wieder in Attra ankam, war Monty verschwunden — nach England geflohen, und bisher habe ich noch nichts von seinem weiteren Verbleib gehört. Ich beabsichtigte, ihm alles zu geben, was ihm zukommt und ihn mit nach England zu nehmen. Statt dessen ist er uns heimlich entwischt. Er hält sich hier aber bestimmt nicht allein auf, oder er müßte sich seit dem letzten Male, da ich ihn sah, sehr verändert haben."

„Der Missionar sagte mir, daß er fort sei. Sonderbar ist nur, daß er sich nicht gemeldet hat," meinte Francis.

„Da Souza muß ihn bei der Landung erwartet haben," bemerkte Trent.

„Onkel Sams Halbbruder?"

Trent nickte.

„Und welches Interesse sollte ihn dazu veranlaßt haben?"

„Sein Interesse als Großaktionär der Gesellschaft," war die Entgegnung. „Monty kann uns natürlich ruinieren. Ich möchte behaupten, daß da Souza ihn verbirgt, bis er seine Aktien losgeschlagen hat."

„Wie steht eigentlich der Kurs?"

„Das weiß ich nicht," sagte Trent. „Ich bin erst gestern angekommen. Aber es besteht bestimmt keine Nachfrage nach da Souzas Aktien."

„Hat er denn so viele?"

„Eine beträchtliche Menge."

„Ich möchte die Situation richtig begreifen," erklärte Francis. „Ich irre mich wohl nicht in der Annahme, daß Monty an die Gesellschaft größere Forderungen hat?"

Trent nickte. „Gewiß, und ich gönne sie ihm auch gern, obwohl ich augenblicklich nicht wüßte, woher ich seine bisherigen Ansprüche, eine halbe Million Pfund, nehmen sollte. Aber ist Ihnen denn nicht klar, do' mein Verkauf der Konzession an die Gesellschaft unberechtigt ist, da Monty noch lebt? Die ganze Gründung ist somit ungesetzlich, und man würde uns vor Gericht bringen, gerade jetzt, wo es der größten Umsicht bedarf, das Unternehmen zum Gelingen zu führen. Wenn Monty hier wäre und bei klarer Vernunft, würden wir schon zu einer Einigung kommen; aber als ich ihn das letzte Mal sah, war er völlig unzurechnungsfähig und würde so nur jedem zum Spielball dienen. Kurzum, es ist eine verzweifelte Lage."

Francis sah ihn scharf an. „Was erwarten Sie nun von mir?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Schuß in den Spiegel.

Von Felix Rohmer.

Niemals würde eine Frau heißer und leidenschaftlicher geliebt als Jekaterina Pawlowna von ihrem Gatten, dem Fürsten Urbjenin. Gewiß war Leo Urbjenin fast zwanzig Jahre älter als seine schöne, in der Blüte erster Jugend prangende Gemahlin. Aber das Glück ihrer Nähe, ihres Besitzes, schien das Lebensrad des alternden Mannes rückwärts gedreht zu haben, und wer die beiden in den ersten Jahren ihrer Ehe zusammen sah, hätte nie einen so gewaltigen Altersunterschied vermutet. Die Augen dieser beiden Menschen verrieten eine Seligkeit, die vollkommen erschien, als die Hoffnung bestand, daß der Fürst dereinst nicht ohne Leibeserben aus dam Dasein scheiden würde.

Damals aber, gerade als sich der Hochzeitstag zum zweiten Mal jährte, erschien auf dem Gute Urbjenins ein fremder Gast. Ein Ungar war es oder ein Welscher, Freund des Fürsten aus dessen bunter, heiterer Jugend — ein sonderbarer Mensch, der nach einem bewegten abenteuerlichen und verwegenen Leben hier offenbar Zuflucht und Ruhe suchte für die spätere Fortsetzung seines regellosen und verworrenen Daseins. Wenig jünger als der Fürst, prangte sein Haupt doch noch in dem vollen Schmuck üppiger schwarzer Locken, und seinem gebräunten Antlitz mit den flammenden Augen und der Adlernase sah man es wohl an, daß er, so viel er auch durchlebt und durchstürmt hatte, doch vorläufig nicht daran dachte, in den Hafen eines friedvollen Alters einzulaufen.

Fast sechs Monate blieb der Fremde zu Gast, ein Rätsel und eine Sehnsucht und vielleicht eine Gefahr für die kindliche Seele der jungen Frau, die er mit Worten, mit Musik und mit jeder seiner Gebärden immer stärker in den Bann seiner Persönlichkeit zog. Nie freilich vergönnte sie ihm mehr als einen Kuß, den er, ehrerbietig und lächelnd doch, auf ihre schmale weiße Hand drückte. Aber da der Fremde nach fast flüchtigem Abschied davonritt, ohne auch nur die Hoffnung auf ein späteres Wiedersehen zu lassen, fiel Jekaterina in eine tiefe Ohnmacht. Sie lag dann in wilden Fieberphantasien, schreiend, bebend und weinend, die ganze Nacht hindurch, und am nächsten Morgen schenkte sie einem Knaben das Leben, der den Namen Axel — so hieß der Freund des Fürsten — tragen sollte.

Das war der einzige und letzte Wunsch Jekaterinas, die gerade noch so viel Zeit hatte, zu sehen, daß das kleine Wesen blonde Haare hatte wie sie und ihr Gatte, daß aber seine Augen, die schwarz waren wie Kohlen, von ebenso dunklen, hochgewölbten Brauen umzeichnet wurden. Sie lächelte matt und fast glücklich, als sie dieses festgestellt hatte, und entschlief, ehe noch die Sonne unterging.

„Er hat die Augen des Fremden," sagte die Dienerschaft von dem mutterlosen Kind. Aber man hütete sich wohl, solche Bemerkungen in Gegenwart des Fürsten laut werden zu lassen, der die ganze wahnsinnige Liebe seines beraubten Herzens auf den Knaben übertrug, den er hütete wie seinen Augapfel.

Axel Urbjenin wuchs auf, und er wurde ein seltsames Kind. Es schien, daß sich die verschiedensten Temperamente und Charakteranlagen in seiner Seele vereinigten. Wahnsinniger Stolz traf auf Dankbarkeit und Mitleid, Jähzorn und Weichherzigkeit, Brutalität und Sanftmut wechselten einander ab; bleibend war nur eines: ein Mut, eine besinnungslose Tapferkeit, die vor keiner noch so gefahrvollen Unternehmung zurückschreckte. Ungebärdig, reizbar und verwegen, so war er als Knabe, und da er zwanzig Jahre alt war, hatte sich noch nichts an ihm geändert.

Dann starb sein Vater, und der junge Mensch, der immer von einem Extrem ins andere fiel, trauerte mehr als ein Jahr um den Verstorbenen, lebte einsam, zurückgezogen, fast apathisch, kaum daß man ihn einmal außerhalb des Gutes zu Gesicht bekam.

Plötzlich, mit einem Tage, war alles geändert. Unerwartet erschien er wieder auf der Bildfläche, ließ sich von seinem Verwalter Rechenschaft ablegen und jagte ihn davon, als der nicht den Verbleib von zwei Ferkeln nachweisen konnte. Verprügelte seine Diener, wenn er einmal eine Viertelstunde auf den Tee warten mußte, und schlug seiner alten Amme die Faust ins Gesicht, daß sie blutend zusammenbrach, nur um sie am nächsten Tage übermäßig reich zu beschenken.

Drei seiner besten Pferde ritt Axel Urbjenin innerhalb weniger Wochen so zuschanden, daß man sie erschießen mußte. Aber die Kadaver wurden im Park unter lauter Blumen begraben und die Stellen durch prunkvolle marmorne Gedenksteine kenntlich gemacht.

An den lauen, schönen Sommerabenden aber spielte er bei offenem Fenster auf der Geige, die er wie ein begnadeter Künstler meisterte, und die schönsten Mädchen der Umgegend, die reinsten und zurückhaltendsten ebenso wie die wilden und durstigen, schlichen in den Park, verbargen sich in dem Schatten der uralten Bäume und lauschten diesen Klängen, die sie anzogen, wie Motten vom Licht angelockt werden.

Ja, Axel Urbjenin trank wie ein Russe, und wenn seine Gäste sinnlos und röchelnd unter den Tischen lagen, dann sah er sie an mit unendlicher Verachtung und hochmütig aufgeschürzten Lippen, stand auf und ritt hinaus, nüchtern und kalt wie ein Norweger.

„Er ist ein Teufel," flüsterten die Diener, die ihn fürchteten und haßten.

„Er ist ein Engel," lispelten die Mädchen, die ihn fürchteten und liebten.

Es kann nicht gesagt werden, wie lange Axel Urbjenin dieses Leben führte. Ein Leben zwischen Trunkenbolden und Weibern, zwischen Abenteurern, Herren und Knechten. Jedenfalls — an einem Abend, da der große Festsaal des alten Schlosses durchtobt war von dem Gegröhle der Trunkenen, von dem Gekreische der Mädchen, von dem Klirren von Glas und dem Knallen der Champagnerflaschen — ja, an diesem Abend, da Axel gerade seinen linken Arm zärtlich um den Nacken der rotblonden, üppigen Tochter seines Verwalters schlang, die ihm seit langem gehörte, während er mit der Rechten ein gefülltes Glas an die Lippen hob, packte ihn irgend eine seltsame Regung. Er stellte das Glas zurück und strich sich mit der Hand nachdenklich, grübelnd über die Stirn. Und für einen flüchtigen Augenblick sah er im Geist das Bild einer feinen, zarten, blonden Frau, die ihn vorwurfsvoll und doch schuldbewußt anschaute. Einer Frau, der er im bewußten Leben niemals begegnet war. Seine Lippen formten ein Wort „Mutter", und eine süße Traurigkeit überflutete ihn ganz.

Das alles geschah sicher nur im tiefsten Unterbewußtsein. Denn, aufblickend nach dieser kaum erfaßten Regung, sah er in dem hohen Wandspiegel, seinem Platz gegenüber, das unbarmherzige, furchtbar wahre Bild seiner betrunkenen, hingeflegelten, zügellosen Umgebung. Sah mitten unter ihnen ein Gesicht, blond, mit dunklen Augen, dunkleren Brauen, das Antlitz eines Jünglings, edel und schön in seiner äußeren Form, aber zerstört und verwüstet von einem zügellosen, wilden, dem Genuß der Ausschweifung hingegebenen Dasein.

Er stand auf, beugte sich über den Tisch, dem Spiegel entgegen, in den er starr und bohrend hineinblickte. Dieses Gesicht, dieses schöne und lasterhafte Gesicht, wem gehörte es? Langsam begannen sich Menschen und Dinge um ihn zu drehen.

Da riß er die Pistole aus der Tasche, die er immer bei sich trug.

„Wie kommt der fremde Mensch hierher?" schrie er mit gellender, überschlagender Stimme. Hob zielend die Waffe, während die anderen ihn entsetzt und verständnislos ansahen — ein Knall, und klirrend, krachend barst der kostbare Spiegel in tausend Scherben.

Die anderen, aufgeschreckt und verstört, in der Meinung, er habe einen plötzlichen Tobsuchtsanfall erlitten, sprangen auf, sahen sein Gesicht, das Zorn, Ekel und Verachtung entstellte, und Angst packte sie, daß sie zitternd und scheu entwichen.

Axel Urbjenin aber, da er sich plötzlich so allein fand unter den Trümmern des Spiegels, lächelte ganz sanft, versonnen, griff nach einem der schweren, bronzenen Leuchter und ging langsam, sehr langsam durch den dunklen Korridor in sein Schlafzimmer. Die alte Amme, die furchtsam an ihm vorbeihuschen wollte, blieb stehen und sah ihm nach. Sah das Lächeln auf seinen Lippen, dies sanfte, knabenhafte Lächeln, und bekreuzigte sich. „Er sieht doch ganz so aus wie die selige gnädige Frau," dachte sie — und es war das erste Mal, daß sie diese Aehnlichkeit zu sehen meinte.

Rund um den Erdball.

Der eine macht's, der andere belacht's.

(Nachdruck verboten.)

Kinder als Kettenraucher.

Im Staate Wisconsin (U. S. A.) kam ein Arzt in einem Dorfe zu einer Familie, die drei unmündige Kinder besaß, von denen der älteste Junge erkrankt war. Dieser Knabe, wenig mehr als drei Jahre alt, empfing den Doktor im Bett sitzend und an einer großen Zigarre rauchend, der er kunstgerecht dicke Wolken „entnahm". Der Arzt war nicht wenig erstaunt und nahm dem Kinde die Zigarre fort, worauf es zu weinen begann, und die herbeieilenden Eltern erklärten ganz erstaunt, daß der Knabe täglich seine drei bis fünf Zigarren vertilge, ja, daß bereits sein zwei Jahre altes Schwesterchen ziemlich heftig über die Zigaretten gehe.

„Nur unser Jüngstes raucht noch nicht," sagte die Mutter, anscheinend etwas betrübt.

Das Jüngste war allerdings erst vier Monate alt. Doch niemand bezweifelt, daß auch sie dereinst eine tüchtige Raucherin werden wird. Der Arzt wandte sich an die Polizei und an das Gesundheitsamt, doch beide Instanzen erklärten, nicht einschreiten zu können, weil es kein Gesetz gäbe, welches Kindern unter Aufsicht der Eltern das Rauchen verbiete.

*

Schwanz mit Hund.

England ist das Land der Hundezüchter. Jedes Jahr werden dort allein 200 000 rassereine Hunde geboren; das sagt wohl genug. Eine Ausstellung jagt die andere, und kürzlich war man sogar darauf verfallen, eine außerordentlich hohe Prämie als „Schönheitspreis" für den häßlichsten Hund auszuschreiben. Die Ausstellung war stark beschickt. Den ersten Preis teilte man dem Hunde zu, welcher die krümmsten Beine aufzuweisen hatte, den zweiten bekam einer mit den kürzesten Beinen. Allerdings schrieben hier die Berichterstatter, das Tier habe überhaupt keine Beine mehr gehabt, sondern nur ein paar Pfropfen, die man im besten Falle als Gehwerkzeuge bezeichnen könne. Der

dritten Preis teilte man einem Hunde zu, der, wie der Bericht sagt, kein Hund mit Schwanz, sondern „ein Schwanz mit Hund dran" gewesen sei. Eine abschreckend häßliche Bulldogge brachte es nur auf einen Trostpreis. Man kann sich demnach vorstellen, was bei dieser Ausstellung alles an Häßlichkeit zusammengetragen worden war.

*

Ueberflüssige Kontrolle.

Man weiß ja, daß in den Zügen der Bahn sogenannte Kontrollbeamte während der Fahrt den Ruf ausstoßen: „Bitte die Fahrkarten" oder „Ist jemand auf der letzten Station zugestiegen?" Sie sehen sich dann die ihnen gereichten Billetts an, machen mit einem Tintenstift auf die Rückseite der Karte einen Strich und gehen weiter. Neulich saß ein Mann im Speisewagen, hatte ein üppiges Diner vor sich und wollte sich unter keinen Umständen stören lassen. Er holte also vorher einen Tintenstift aus der Tasche, machte auf die Rückseite seines Billetts einen Strich, legte die Karte neben sich auf den Tisch, und als der Beamte kam, sagte er nur:

„Sie waren schon mal bei mir."

Der Kontrolleur sah den Tintenstiftstrich, nickte befriedigt und ging weiter. Was für einen Zweck hat eine solche Kontrolle, wenn die Beamten die Fahrkarten nicht so zeichnen können, daß es kein Fahrgast ebenso machen kann?

*

Schadenersatz.

In allen Ländern der Welt gibt es Menschen, die gern umsonst leben möchten. Die bequemste Art ist der Schadenersatz — falls man den Prozeß gewinnt. In Hollywood brachte jüngst ein Postbote der Schauspielerin Lilian Gish eine Ladung zu dem Scheidungsprozeß ihrer Freundin, in welchem sie als Zeugin vernommen werden sollte. Anscheinend war ihr diese Aussage sehr unangenehm, denn sie geriet in solche Wut, daß sie dem Postboten einen Schlag auf den Arm versetzte. Der Mann ist nicht daran gestorben, ja, er hatte nicht mal blaue Flecke; aber er erfaßte die Situation und klagte auf Schadenersatz. Mit 50 000 Dollar will er sich zufriedengeben, und, wie der Prozeß zurzeit steht, ist immerhin anzunehmen, daß er 5000 Dollar bekommt. — In Frankreich wurde ein noch seltenerer Fall verhandelt. Da hatte der Schriftsteller Jacques Boulanger einen Artikel verfaßt, in welchem, der Wahrheit gemäß, behauptet wurde, George Sand sei in der Wahl der Männer, zu denen sie in nähere Beziehungen trat, nicht immer wählerisch gewesen. Dadurch fühlte sich Madame Aurore Lauth schwer gekränkt, denn George Sand war ihre Großmutter. Und wenn die talentvolle Romanciere auch schon lange tot ist, so berechnete Madame Lauth dennoch den „Schaden", den sie durch den Artikel erlitten haben wollte, auf 100 000 Franken. Für diese Art Schadenersatz hatte das Gericht allerdings kein Verständnis, sondern wies die geschäftstüchtige Dame ab und verurteilte sie zur Tragung der Kosten.

*

Bilde mir einen Satz mit ...

In einer Berliner Mädchenschule hatte der Lehrer eine Hausaufgabe gestellt, und zwar sollten die Schülerinnen je einen Satz bilden mit den Worten „unbeschadet" und „betreffs". Am nächsten Tage brachten sie ihre Hefte. Da hatte die eine geschrieben:

„Mein Vater ist unbeschadet aus dem Kriege gekommen."

Und die andere hatte gebildet:

„Betreffs ihrer Klebrigkeit kann die Marmelade nur schwer von den Fingern geleckt werden."

Unbeschadet dessen, daß diese Anwendungen verkehrt sind, sollte man doch betreffs dieser Worte lieber auf ihre Anwendung überhaupt verzichten.

Cubert.

Herzenbrecher.

Von Alex Fischer.

Sie waren Bruder und Schwester. Sie hieß Lucienne. Er hieß Jean. Er war 26 Jahre alt, und sie 32. Beide waren sie auffallend häßlich, wofür ihnen das ausgleichende Schicksal aber ein nettes kleines Vermögen zugeteilt hatte. Um sich das Leben etwas abwechslungsvoll zu gestalten, reisten sie viel. Sie waren bereits gemeinsam in Schweden, Norwegen, Holland, Belgien, Deutschland und England gewesen. Eines schönen Tages reisten sie zusammen nach Italien. Auf ihren früheren Reisen war es ihnen niemals eingefallen, daß sie eigentlich ein sonderbares Paar seien, daß es komisch ist, wenn Bruder und Schwester so miteinander reisten, aber in Italien, wo alles zur Liebe geschaffen schien, fiel es ihnen auf, daß man doch viel mehr verliebte Paare sah, die gemeinsam ins Ausland reisten, und eines Tages sagte Lucienne zu Jean: „Sag mal — sollten wir nicht zum Scherz tun, als ob — als ob — wir ein Liebespaar seien, Liebesleute, die zusammen reisen, also lediglich, um die anderen Gäste im Hotel zum Narren zu halten?" Jean ging auf diesen Vorschlag ein, und von der Minute an begannen sie ihre Komödie. Sie zeigten sich nur Arm in Arm und überfluteten einander mit lieben und zärtlichen Worten. „Meine Angebetete — meine süße, kleine Liebste — mein Schatz usw." Diese Komödie führten sie lediglich darum auf, um sich ein wenig zu amüsieren; aber dieses Spiel sollte für sie eine Bedeutung erhalten — von der zu träumen sie nie gewagt hätten. Früher hatten sie in den Gesichtern aller Menschen immer nur das Mitleid mit ihnen gelesen: Denke nur, in diesen Jahren unfreiwillig Junggeselle und „alte Jungfer" sein zu müssen! Davon waren sie jetzt verschont — und — noch mehr. Ihre scheinbare gegenseitigen Anbetung hatte sie offenbar auch in den Augen ihrer Umgebung anbetungswürdiger gemacht. Denn — bereits eine Woche, nachdem sie ihr „Liebesspiel" begonnen hatten, empfingen sie beide Briefe mit Anträgen. Ein steinreicher Amerikaner hatte sich unter dem Eindruck der glühenden Liebe, die Jean für Lucienne empfand, ganz ernsthaft in diese verliebt. Er forderte sie dazu auf, jetzt mit Jean zu brechen, um mit ihm als seine Ehefrau nach Amerika zu gehen. Eine ebenso reiche Holländerin war in wilde Begeisterung über Jean geraten, nachdem sie bemerkt hatte, wie wahnsinnig dieser von Lucienne geliebt wurde. Sie flehte ihn an, sich nunmehr von ihr loszureißen, dann könnten sie sich ja verheiraten und zusammen nach Holland fahren.

Jean und Lucienne lasen ihre Briefe mindestens fünfzigmal und erwogen die Angebote. Schließlich entschlossen sie sich dazu, „sich zu überwerfen" und sich in die Arme der Liebe zu stürzen, die sich ihnen zum ersten Mal in ihrem Leben öffneten. Nach einigen Tagen reiste Lucienne nach Neuyork, zusammen mit dem amerikanischen Multimillionär X.Y.Z. Gleichzeitig fuhr Jean mit seiner Frau Célina van den Kanots nach Amsterdam ...

Seitdem sind zehn Jahre verstrichen; während dieser Zeit ist Lucienne von ihrem Mann X.Y.Z. World verzärtelt, geliebt und angebetet worden, und dazu noch von zehn, fünfzehn und zwanzig anderen, die genau so reich sind wie er — und die sich — ohne zu zögern — um ihretwillen ruinieren lassen würden.

In Amsterdam ist Jean der Liebling der Damen geworden. Die leidenschaftliche, unauslöschliche Liebe seiner Frau rückt ihn in ein Licht, das bewirkt, daß die Herzen aller Frauen unweigerlich für ihn schlagen müssen.

Wenn man in der Neuyorker Gesellschaft von Lucienne World spricht, sagen alle Damen wie aus einem Munde: „Das ist doch eine maßlos unbedeutende und unansehnliche Frau." Die Männer aber sagen: „Es ist verhängnisvoll, einer Frau wie Lucienne World zu begegnen."

Wenn in einer Gesellschaft in Amsterdam die Rede auf Jean kommt, versichern alle Herren einstimmig: „Ach — der ist ja ein ganz banaler Schürzenjäger"; die Frauen schweigen, aber alle denken sie ausnahmslos voller Bewunderung: „Welch ein Don Juan! Welch ein unwiderstehlicher Liebhaber!"

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen.

Aus aller Welt.

Die beiden Schubert und ihre Bezahlung. Aus Wien wird uns geschrieben: Herr Alfred Piccaver, der zurzeit im Wiener Stadttheater den Franz Schubert im „Dreimädelhaus" singt, hat soeben sein Gastspiel in dieser Rolle um 14 Tage verlängert. Er hat es nicht ganz unentgeltlich getan, vielmehr hat er sich seine Tagesgage, die bisher 2000 Schilling betrug, auf 3000 Schilling erhöhen lassen — die höchste Tagesgage, die bisher an einer Wiener Operettenbühne bezahlt worden ist.

Vor etwa 110 Jahren öffnete sich bei einem Musikalienhändler der Stadt Wien die Ladentür. Ein untersetzter junger Mann mit einer Brille und starkem Kraushaar, der eine Manuskriptrolle in der Hand trug, näherte sich in bescheidener Haltung dem Geschäftsführer; offenbar wollte er ihm die Manuskriptrolle zum Kauf anbieten. Aber dieser, gerade im Gespräch mit einem Kunden begriffen, winkte ab: „Heit is nix!" worauf der junge Mann mit enttäuschtem Gesicht den Laden verließ — —, der Musikalienhändler aber dem Kunden auf dessen fragenden Blick die Erklärung gab: „A Komponist is er. Schubert heißt er. Der kemmert alle Tag." Franz Schubert aber konnte an diesem Abend nicht zu seinen Freunden in den „Grünen Anker" kommen, weil ihm der dazu nötige Gulden fehlte.

„Das Dreimäderlhaus" in China und Japan. In Tientsin in China wird augenblicklich das „Dreimäderlhaus" vorbereitet. Das Stück kommt in 14 Tagen dort heraus. Auch in Japan wird eine Aufführung des „Dreimäderlhauses" vorbereitet. Die Aufführung wird in Kobe vor sich gehen.

Eine Gedenktafel für den Romanschriftsteller Adam Müller-Guttenbrunn. In Wien wurde dieser Tage eine Gedenktafel für den Romanschriftsteller Müller-Guttenbrunn enthüllt. Die Gedenktafel wurde an dem Hause angebracht, in dem Müller-Guttenbrunn den größten Teil seiner Romane geschrieben hat. Die Gedenktafel ist eine Stiftung der Banater Schwaben.

Fröhliche Ecke.

Erlauschtes. In einer Posener Provinzzeitung finden wir folgende Stilblüte: „Aus dem verschlossenen Garten des Druckereibesitzers Kietzmann, welcher mit einem zwei Meter hohen Zaun umgeben und mit Stacheldraht versichert ist, wurde eine Menge Gemüse, darunter auch die besten Köpfe Weißkohl, gestohlen." — Hätte Herr Kietzmann den Zaun und den Stacheldraht, statt um sich, um den Garten machen lassen, wäre das schauderhafte Unglück sicher nicht geschehen.

Verleger-Arbeit. „Ich wäre glücklich," sagte ein Dichter zum alten Cotta, „wenn Sie mein Manuskript verlegen würden." — „Das will ich gerne tun," beschied er ihn. — Nach Wochen kam der junge Mann wieder. — „Ich habe Ihren Wunsch erfüllt und das Manuskript verlegt. Ich kann's bei Gott nicht wiederfinden ..."